

Verbundkatalog Kalliope

Die letzten Jahre von Thomas Mann. Über seine Briefe und seinen Nachlaß spricht Erika Mann.

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Als T. M. - Sie erlauben, liebe Zuhörer, dass ich meinen Vater abkürzungsweise so nenne - als T. M. im Jahre 52 dem sonnigen Californien den Rücken gekehrt und neuerdings am Zürichsee sesshaft geworden war (schon die Jahre von 33 bis 38 hatte er dort verbracht), erteilten die schweizerischen Behörden ihm mit ehrenvoller Beschleunigung die Erlaubnis, auf eidgenössischer Erde wohnen zu bleiben. Das betreffende Dokument teilt mit, zu welchen, genau umrissenen Zwecken dieser "Usländer" sich "niederlassen" dürfe, - nämlich, "zwecks Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit und zur Verbringung des Lebensabends".

Nun, er war 77 damals, und so hatte das Wort gewiss seine Berechtigung. Trotzdem lachten wir darüber. Denn wenn auch dem Abend mit Sicherheit die Nacht folgt: Er war ein Junikind; Juniabende sind lang; nach der schweren Lungenoperation, die er, siebzigjährig, wie ein Jüngling überstand, hatte seine Gesundheit sich rasch und völlig konsolidiert, und wie eh und je war die "Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit" das A und O eines Lebens, das keineswegs zur Neige zu gehen schien.

Der "Felix Krull" wurde fertig, ein Buch, das ihm sehr erheiterte und sich übrigens besser, schneller verkaufte, als irgend ein Werk vorher. Der Schelmenroman entzückte die Leser; die Frauen, besonders, waren vernarrt in ihren "Felix", und natürlich tat der fulminante Erfolg dem Autor wohl. Doch war seine Freude keineswegs ungetrübt.

"Der Lebensabend"...Plötzlich begann er das Ende zu fürchten, - nicht den Tod, wohlverstanden, den "dunklen Bruder", vielmehr die Vorstellung, der "Hochstapler" möchte das Letzte sein, was er geschaffen, - seine Zeit möchte ausrinnen, ehe noch Anderes, "Würdigeres" entstanden war.

Dann kam das Schillerjahr 1955. Gebeten, in Stuttgart und Weimar zu Schillers Ehren zu sprechen, machte T. M. sich an die Ausarbeitung einer Rede, die ihm, wie manche ihrer Vorgängerinnen, zum grossen Essay wurde. Auf ein Fünftel gekürzt, tat dennoch die Ansprache ihrem Gegenstand Genüge.

Die Feiern waren verrauscht (auch die seines eigenen 80. Geburtstags), der "Versuch über Schiller" war zur Gänze im Druck erschienen, und T. M. atmete auf. Keinesfalls würde nun das Schelmenbuch sein letztes gewesen sein. "Würdigeres" war ihm gefolgt, - eine Arbeit liebender Versenkung in ein Werk, eine Gestalt, zu gross und gut, als dass man ihr wahrhaft und mit Gültigkeit hätte huldigen können, ohne selbst - ein wenig doch - von dem Licht in sich zu haben, das sie ausstrahlte.

So hat er es empfunden und freute sich sehr.

Endlich gab es auch Ferien, - an der Nordsee, in Nordwijk. Er genoss sie aus vollem Herzen und als er krank wurde, - es schien zunächst gar nichts Arges zu sein, Rheumatismus im Bein oder, soviel er schliesslich wusste, eine Venenentzündung, - betrückte er sich nur, weil der schöne Aufenthalt ihm verkürzt worden war.

Das Ende kam bald und war gnädig.

Das Leben im Hause ging weiter, - es geht immer weiter, - seine Zimmer aber standen leer. Besonders leer, schrecklich leer schien uns das Arbeitszimmer. Den Raum täglich mehrmals zu betreten, ihn zu lüften, seine Teppiche und Stühle gegen die Sonne zu schützen, dort abzustauben, war nicht leicht. Wir liessen alles an seinem Ort. Nicht selten kamen Fremde, die das nahe Grab besucht hatten, baten, das Zimmer sehen zu dürfen, und wir liessen sie ein. Dann war es wie im Museum.

Hätte er derlei gewünscht ? Doch wohl kaum. Gewiss nicht in dieser Form. "Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges lasst leben!" Der Goethespruch gehörte zu seinen - vielen - Lieblingen, und nur, wenn es uns gelang, das Arbeitszimmer und den gesamten Nachlass dem Leben dienstbar zu machen, würde er - soweit sich dies denken liess - zufrieden mit uns sein.

Im Thomas Mann-Archiv der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule geht es höchst lebendig her. Als "der Bund" die Stiftung der Erbgemeinschaft annahm, verpflichtete er sich, Sorge zu tragen für würdige Unterkunft, genaue Betreuung und dafür, dass Interessenten - Studenten, Professoren, Forscher aus aller Herren Länder Zutritt hätten und nicht nur Rat und Hilfe, sondern auch Platz fänden, um an Ort und Stelle ihr Wissen zu erweitern und ihre Arbeit zu fördern. Die Schweiz hat ihr Versprechen aufschönste eingelöst. Das alte Bodmerhaus, gebaut anno 1664, und ein patri- zischer Bau, wie etwa das Buddenbrookshaus in der Lübecker Mengstrasse, liegt den Hochschulen benachbart, leicht erreichbar für jedermann, und während auf Verlangen Führungen dort stattfinden, hat es vom Musealen fast nichts. Zwar enthält ^{es} das Arbeitszimmer genau, wie es war, im übrigen aber ist alles so geordnet, - Bibliothek, Manuskripte, Quellenmaterial, Notizen und wieder Notizen, die Gesamtsumme dessen, was T. M. an Geschriebenem hinterliess, dass dem Besucher das Erwünschte im Handumdrehen geboten werden kann. Da sitzen sie denn, ~~Stunden~~ ^{Wochen, oft monatelang,} -, Tage -, ~~den ganzen Tag~~ ein japanischer Student, ein norwegischer Philologe, ein brasilianischer Sippenforscher (T. M.'s Mutter stammte aus Brasilien), eine deutsche Germanistin, ein Münchner Kritiker, ein junger Literaturhistoriker aus Bern; auch Photographen sind manchmal da, vielleicht sogar Kameralleute; sie arbeiten für ihr Blatt, ihre Illustrierte, ihr Fernsehen, für sich selbst.

Das Ganze lebt, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.

Wie prompt und reibungslos "das Archiv" funktioniert, weiss ich aus eigener Erfahrung. Mit der Herausgabe des ersten T. M.-Briefbandes beschäftigt (Briefe von 1889-1936), fehlten mir für den Anmerkungsteil zahllose unentbehrliche Fakten. Natürlich korrespondierte ich mit Gott und der Welt, mit "Empfängern", Bibliotheken, Universitäten usw. Häufig aber war es unser Archiv, das allein Auskunft geben konnte, auf Grund der dort befindlichen Handschriften, deren Datierungen und Zusammenhänge mit dem von mir zu sichtenden, auszuwählenden und zu kommentierenden Briefmaterial. Telephonisch angefragt, fand innerhalb von Minuten die junge Bibliothekarin, Edith Egli, fast jedesmal das Gesuchte, oder sie rief eine Viertelstunde später frohlockend zurück: "So oder so lautet die fragliche Stelle, das fragliche Zitat, die fragliche Jahreszahl".

Die Arbeit am Briefband war schwer und erst schien sie uferlos. Aus tausenden von Briefen, -eingesandten und bei uns vorhandenen, -waren knappe viereinhalb hundert zu wählen, ^{deren} ~~Summe~~ jeder auf irgend einer Ebene lesenswert sein musste, während die ^{Summe} ~~Gesamtheit~~ (und das war das Schwerste) ein möglichst stimmiges Gesamtbild des Schreibers abgeben sollte, - ein lebendiges Zeugnis seiner zarten, zähen, bei aller Konzentration auf die "Hauptsache" (die Arbeit), auch anderwärts so vielfach engagierten, gewissenhaft und neugierig schweifenden Existenz.

Anderes, - sehr viel anderes galt es zu beachten. Ein autobiographischer Zusammenhang musste deutlich werden, Briefe, die meines Vaters eigene Entwicklung, - menschlich, geistig, ^{Künstlerisch} ~~sonstige~~, politisch, - erkennen liessen, wollten kombiniert sein mit solchen, die seine sich gleichbleibenden

oder wechselnden Beziehungen zu seinen Freunden, Kollegen, Mitmenschen aufzeigten und, - dies vor allem! - es durfte mir nicht darauf ankommen, besonders schöne, wirkungsvolle und den Schreiber ehrende Aeusserungen zu verwenden, sondern ihn gerade auch dort zu präsentieren, wo er irrte, schwankte, Krisen zu bestehen hatte.

Je länger und intensiver ich arbeitete, desto schwieriger und faszinierender schien mir die Aufgabe.

Denn allmählich begann sich herauszuschälen, worauf zu hoffen ich kaum gewagt hatte: Die Dramatik seines Lebens, die immanente und durch das Zeitgeschehen nur gesteigerte, nicht verursachte Dynamik einer Existenz, die er, in einem Brief vom März 1906, scheinbar recht ahnungslos, wie folgt, charakterisierte: "Ich sehe nicht", schreibt er, "warum die Deutschen mir, wenn ich irgend bleibend sein sollte, in Zukunft die Liebe verweigern sollten. Was werden sie an meinem menschlichen Teil auszusetzen haben ? Ich war ein stiller, höflicher Mensch, der sich durch seiner Hände Arbeit einigen Wohlstand gewann, ein Weib nahm, Kinder/zeugte, die Premieren besuchte und ein so guter Deutscher war, dass er es nicht länger als vier Wochen im Ausland aushielt. Muss denn durchaus auch noch gekegelt und getrunken sein ?"

Der das schrieb, war ein Lübecker Senatorensohn, dazu bestimmt, die ehrwürdige alte Getreidefirma fortzuführen, die seine Urahnen aufgebaut, doch in Wahrheit zu nichts imstande, als zu schreiben. Sein Drama beginnt spätestens, da er fünfzehn ist, mit dem Tod des Vaters und der von diesem verfügten Liquidation der Firma, der er sich ^{dem Handelshause} nicht verpflichten konnte. Sein erster Roman, "Buddenbrooks", das Buch eines 23-25 Jährigen, macht

ihn zwar berührt, doch trägt es ihm - auf Jahrzehnte - die bittere Feindschaft seiner Vaterstadt ein, die sich in dem Roman karikiert und verhöhnt meinte.

Ein stiller, höflicher Mensch ? Gewiss, - aber Einer, um dessen Haupt es wetterleuchtet und blitzt von allem Anbeginn, und in dessen blutmässig nächster Umgebung unaufhaltsame Tragödien sich vollziehen; Seine beiden Schwestern scheiden freiwillig aus dem Leben; sehr viel später, doch ebenso unaufhaltsam, geht sein ältester Sohn den gleichen Weg. Und er selbst ? Wer reift, der wandelt sich - ohne dass freilich der Kern davon berührt würde. Andere reiften, - Dichter, Schriftsteller, Denker, wie er, und niemand nahm Anstoss an ihren Wandlungen. Kaum aber hatte T. M. eine neue Stufe erreicht, kaum war er - zögernd genug - zu neuen Einsichten gelangt, als er Stürme der Empörung entfesselte, die von allen Seiten auf ihn eindrangten und ihn jeder Arbeitsruhe beraubt hätten, wäre er der Arbeit nicht mit Haut und Haar verschworen gewesen, der Leistung, die das Ethos seines Lebens ausmachte.

Die "Betrachtungen eines Unpolitischen", sein Bekenntnis zur deutschen Republik, seine Ueberzeugtheit davon, dass in unserer Zeit nur die soziale Demokratie menschenwürdig und von Dauer sein könne; sein früher, einsamer Kampf gegen "die deutsche Erneuerung", die sich "Nationalsozialismus" nannte, - all dies unwitterte ihn, stürzte ihn während der letzten Jahre vor der "Machtergreifung" in ^{ständige} ~~den ständigen~~ akuten Lebensgefahr und nahm ihm schliesslich die Heimat, sowie jedweden "Wohlstand". Er war arm, - so arm, dass meine Mutter, die Frau, ohne deren schützende Liebe er kaum hätte bestehen können, im Jahre 1933 den schweizerischen

Behörden zugeben musste, Vermögen sei nicht vorhanden, nein, gar keins, durchaus nichts. Der zuständige Beamte traute seinen Ohren nicht.

"Ja, wieso...", fragte er, "irgendetwas müssen Sie doch haben?" Frau T. M. verneinte ^{und} konnte - da in Nazideutschland bald nichts mehr zu verdienen sein würde - nur auf die geringen Einnahmen hinweisen, die durch die Uebersetzungen seiner Werke immerhin und jedenfalls garantiert waren.

Zeitgeschehen? Gewiss, - und was für eins! Dass aber die Dramatik seines Lebens in ihm lag, erhellt aus den Briefen, die auch seine Menschlichkeit ins direkteste Licht rücken. Die Leidenschaft, mit der er um "Katja" warb; die feurige Gekuld, die er solange übte, bis die "Märchenbraut" sein war; seine sich langsam zuspitzende Beziehung zu Heinrich Mann, dem brüderlichen Widersacher, - jäher Bruch mit ihm, jahrelange Trennung und endliche Versöhnung; seine Haltung den Kindern gegenüber, besorgt, liebevoll, - stolz auf jeden ihrer Erfolge, bekümmert über jede Anfeindung; seine spontane Hilfsbereitschaft, - selbst völlig Fremden gegenüber; seine Strenge gegen sich selbst; seine Komik; seine absolute Unverwechselbarkeit, - es ist alles da, - die privateste Sphäre spiegelt es unmittelbar ^{er als} ~~als~~ die künstlerische dies je vermochte ~~darzustellen~~.

Fast unbegreiflich übrigens, wie viel er geschrieben hat, und zu erklären nur durch die Genauigkeit seiner Tageseinteilung und damit, dass er seine Erdenzeit bis ins Letzte und bis zum Letzten nutzte.

In einem kurzen Prosastück aus dem Jahre 1952 (es heisst "Lob der Vergänglichkeit") spricht er von der "Gabe der Zeit, - diesem so subjektiven, so eigentümlich variablen, nach seiner Nutzbarkeit so ganz dem Sittlichen unterworfenen Element, dass sehr wenig davon sehr viel sein kann. Es gibt

ferne Himmelskörper, deren Materie von so unglaublicher Dichtigkeit ist, dass ein Kubikzell davon bei uns 20 Zentner wiegen würde. So ist es mit der Zeit schöpferischer Menschen: sie ist von anderer Struktur, anderer Dichtigkeit, anderer Ergiebigkeit als die locker gewobene und leicht verrinnende der Mehrzahl, und verwundert darüber, welches Mass an Leistung in der Zeit unterzubringen ist, fragt wohl der Mann der Mehrzahl:

'Wann machst du das alles nur ?''

Er hat "das alles" gemacht, und bei wachsendem Selbstbewusstsein nie aufgehört, an sich zu zweifeln. Von keinem seiner Bücher hat er, während der Arbeit, geglaubt, dass es gefallen und Erfolg haben könnte, und immer wieder aufs neue fiel er aus allen Wolken, wenn das Produkt seiner Einsamkeit "der Welt" etwas sagte und bedeutete. Nichts aber hätte ihn mehr verwundert, ja verblüfft, als die Wirkung der Briefe. Mit der Idee einer Autobiographie hat er - früher, sehr gelegentlich, - gespielt. Geplant hat er dergleichen nie. Und der Einfall, die zahllosen Briefe, die er im Lauf der Jahrzehnte hinausgeschickte, möchten insgesamt oder als Querschnitt dereinst weitgehend eintreten für das nichtgemalte Selbstporträt, wäre ihm im Traum nicht gekommen. Gut, dass es dennoch so ist, - literarhistorisch höchst brauchbar und schön für die, denen sein Hinscheiden schmerzlich bleibt. Denn in den Briefen ist er ganz wieder anwesend, - auf diesen Seiten lebt er uns wieder.

* * * * *

Als T. M. - Sie erlauben, liebe Zuhörer, dass ich meinen Vater abkürzungsweise so nenne - als T. M. im Jahre 52 dem sonnigen Californien den Rücken gekehrt und neuerdings am Zürichsee sesshaft geworden war (schon die Jahre von 33 bis 38 hatte er dort verbracht), erteilten die schweizerischen Behörden ihm mit ehrenvoller Beschleunigung die Erlaubnis, auf eidgenössischer Erde wohnen zu bleiben. Das betreffende Dokument teilt mit, zu welchen, genau umrissenen Zwecken dieser "Usländer" sich "niederlassen" dürfe, - nämlich, "zwecks Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit und zur Verbringung des Lebensabends".

Nun, er war 77 damals, und so hatte das Wort gewiss seine Berechtigung. Trotzdem lachten wir darüber. Denn wenn auch dem Abend mit Sicherheit die Nacht folgt: Er war ein Junikind; Juniabende sind lang; nach der schweren Lungenoperation, die er, siebzigjährig, wie ein Jüngling überstand, hatte seine Gesundheit sich rasch und völlig konsolidiert, und wie eh und je war die "Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit" das A und O eines Lebens, das keineswegs zur Neige zu gehen schien.

Der "Felix Krull" wurde fertig, ein Buch, das ihn sehr erheiterte und sich übrigens besser, schneller verkaufte, als irgend ein Werk vorher. Der Schelmenroman entzückte die Leser; die Frauen, besonders, waren vernarrt in ihren "Felix", und natürlich tat der fulminante Erfolg dem Autor wohl. Doch war seine Freude keineswegs ungetrübt.

"Der Lebensabend". Plötzlich begann er das Ende zu fürchten, - nicht den Tod, wohlverstanden, den "dunklen Bruder", vielmehr die Vorstellung, der "Hochstapler" möchte das Letzte sein, was er geschaffen, - seine Zeit möchte ausrinnen, ehe noch Anderes, "Würdigeres" entstanden war.

Dann kam das Schillerjahr 1955. Gebeten, in Stuttgart und Weimar zu Schillers Ehren zu sprechen, machte T. M. sich an die Ausarbeitung einer Rede, die ihm, wie manche ihrer Vorgängerinnen, zum grossen Essay wurde. Auf ein Winktel gekürzt, tat dennoch die Ansprache ihrem Gegenstand Genüge.

Die Feiern waren verrauscht (auch die seines eigenen 80. Geburtstags), der "Versuch über Schiller" war zur Gänze im Druck erschienen, und T. M. atmete auf. Keinesfalls würde nun das Schelmenbuch sein letztes gewesen sein. "Würdigeres" war ihm gefolgt, - eine Arbeit liebender Versenkung in ein Werk, eine Gestalt, zu gross und gut, als dass man ihr wahrhaft und mit Gültigkeit hätte huldigen können, ohne selbst - ein wenig doch - von dem Licht in sich zu haben, das sie ausstrahlte.

So hat er es empfunden und freute sich sehr.

Endlich gab es auch Ferien, - an der Nordsee, in Nordwijk. Er genoss sie aus vollem Herzen und als er krank wurde, - es schien zunächst gar nichts Arges zu sein, Rheumatismus im Bein oder, soviel er schliesslich wusste, eine Venenentzündung, - betrückte er sich nur, weil der schöne Aufenthalt ihm verkürzt worden war.

Das Ende kam bald und war gnädig.

Das Leben im Hause ging weiter, - es geht immer weiter, - seine Zimmer aber standen leer. Besonders leer, schrecklich leer schien uns das Arbeitszimmer. Den Raum täglich mehrmals zu betreten, ihn zu lüften, seine Teppiche und Stühle gegen die Sonne zu schützen, dort abzustauben, war nicht leicht. Wir liessen alles an seinem Ort. Nicht selten kamen Fremde, die das nahe Grab besucht hatten, baten, das Zimmer sehen zu dürfen, und wir liessen sie ein. Dann war es wie im Museum.

Hätte er derlei gewünscht ? Doch wohl kaum. Gewiss nicht in dieser Form. "Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges lasst leben!" Der Goethespruch gehörte zu seinen - vielen - Lieblingen, und nur, wenn es uns gelang, das Arbeitszimmer und den gesamten Nachlass dem Leben dienstbar zu machen, würde er - soweit sich dies denken liess - zufrieden mit uns sein.

Im Thomas Mann-Archiv der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule geht es höchst lebendig her. Als "der Bund" die Stiftung der Erbgemeinschaft annahm, verpflichtete er sich, Sorge zu tragen für würdige Unterkunft, genaue Betreuung und dafür, dass Interessenten - Studenten, Professoren, Forscher aus aller Herren Länder Zutritt hätten und nicht nur Rat und Hilfe, sondern auch Platz fänden, um an Ort und Stelle ihr Wissen zu erweitern und ihre Arbeit zu fördern. Die Schweiz hat ihr Versprechen aufschönste eingelöst. Das alte Bodmerhaus, gebaut anno 1664, und ein patrizischer Bau, wie etwa das Duddenbrookshaus in der Lilbecker Mengstrasse, liegt den Hochschulen benachbart, leicht erreichbar für jedermann, und während auf Verlangen Führungen dort stattfinden, hat es vom Musealen fast nichts. Zwar enthält ^{es} das Arbeitszimmer genau, wie es war, im übrigen aber ist alles so geordnet, - Bibliothek, Manuskripte, Quellenmaterial, Notizen und wieder Notizen, die Gesamtsumme dessen, was T. M. an Geschriebenem hinterliess, dass dem Besucher das Erwünschte im Handumdrehen geboten werden kann. Da sitzen sie denn, ~~30 Minuten~~ ^{Wochen-, oft monatelang,} -, Tage -, ~~ein~~ ein japanischer Student, ein norwegischer Philologe, ein brasilianischer Sippenforscher (T. M.'s Mutter stammte aus Brasilien), eine deutsche Germanistin, ein Münchner Kritiker, ein junger Literaturhistoriker aus Bern; auch Photographen sind manchmal da, vielleicht sogar Kameraleute; sie arbeiten für ihr Blatt, ihre Illustrierte, ihr Fernsehen, für sich selbst.

Das Ganze lebt, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.

Wie prompt und reibungslos "das Archiv" funktioniert, weiss ich aus eigener Erfahrung. Mit der Herausgabe des ersten T. M.-Briefbandes beschäftigt (Briefe von 1889-1936), fehlten mir für den Anmerkungs-
teil zahllose unentbehrliche Fakten. Natürlich korrespondierte ich mit Gott und der Welt, mit "Empfängern", Bibliotheken, Universitäten usw. Häufig aber war es unser Archiv, das allein Auskunft geben konnte, auf Grund der dort befindlichen Handschriften, deren Datierungen und Zusammenhänge mit dem von mir zu sichtenden, auszuwählenden und zu kommentierenden Briefmaterials. Telephonisch angefragt, fand innerhalb von Minuten die junge Bibliothekarin, Edith Egli, fast jedesmal das Gesuchte, oder sie rief eine Viertelstunde später frohlockend zurück: "So oder so lautet die fragliche Stelle, das fragliche Zitat, die fragliche Jahreszahl".

Die Arbeit am Briefband war schwer und erst schien sie uferlos. Aus tausenden von Briefen, eingesandten und bei uns vorhandenen, waren knappe viereinhalb hundert zu wählen, ^{deren} ~~von denen~~ jeder auf irgend einer Ebene lesenswert sein musste, während die Gesamtheit (und das war das Schwerste) ein möglichst stimmiges Gesamtbild des Schreibers abgeben sollte, - ein lebendiges Zeugnis seiner zarten, zähen, bei aller Konzentration auf die "Hauptsache" (die Arbeit), auch anderwärts so vielfach engagierten, gewissenhaft und neugierig schweifenden Existenz.

Anderes, - sehr viel anderes galt es zu beachten. Ein autobiographischer Zusammenhang musste deutlich werden, Briefe, die meines Vaters eigene Entwicklung, - menschlich, geistig, ^{künstlerisch} ~~ästhetisch~~, politisch, - erkennen liessen, wollten kombiniert sein mit solchen, die seine sich gleichbleibenden

oder wechselnden Beziehungen zu seinen Freunden, Kollegen, Mitmenschen aufzeigten und, - dies vor allem! - es durfte mir nicht darauf ankommen, besonders schöne, wirkungsvolle und den Schreiber ehrende Aeussierungen zu verwenden, sondern ihn gerade auch dort zu präsentieren, wo er irrte, schwankte, Krisen zu bestehen hatte.

Je länger und intensiver ich arbeitete, desto schwieriger und faszinierender schien mir die Aufgabe.

Denn allmählich begann sich herauszuschälen, worauf zu hoffen ich kaum gewagt hatte: Die Dramatik seines Lebens, die immanente und durch das Zeitgeschehen nur gesteigerte, nicht verursachte Dynamik einer Existenz, die er, in einem Brief vom März 1906, scheinbar recht ahnungslos, wie folgt, charakterisierte: "Ich sehe nicht", schreibt er, "warum die Deutschen mir, wenn ich irgend bleibend sein sollte, in Zukunft die Liebe verweigern sollten. Was werden sie an meinem menschlichen Teil auszusetzen haben ? Ich war ein stiller, höflicher Mensch, der sich durch seiner Hände Arbeit einigen Wohlstand gewann, ein Weib nahm, Kinder/zeugte, die Premièren besuchte und ein so guter Deutscher war, dass er es nicht länger als vier Wochen im Ausland aushielt. Muss denn durchaus auch noch gekegelt und getrunken sein ?"

Der das schrieb, war ein Lübecker Senatorensohn, dazu bestimmt, die ehrwürdige alte Getreidefirma fortzuführen, die seine Urahren aufgebaut, doch in Wahrheit zu nichts imstande, als zu schreiben. Sein Drama beginnt spätestens, da er fünfzehn ist, mit dem Tod des Vaters und der von diesem verfügten Liquidation der Firma, der er sich nicht verpflichten konnte. Sein erster Roman, "Buddenbrooks", das Buch eines 23-25 Jährigen, macht

ihn zwar berührt, doch trägt es ihm - auf Jahrzehnte - die bittere Feindschaft seiner Vaterstadt ein, die sich in dem Roman karikiert und verhöhnt meinte.

Ein stiller, höflicher Mensch ? Gewiss, - aber Einer, um dessen Haupt es wetterleuchtet und blitzt von allem Anbeginn, und in dessen blutmässig nächster Umgebung unaufhaltsame Tragödien sich vollziehen; Seine beiden Schwestern scheiden freiwillig aus dem Leben; sehr viel später, doch ebenso unaufhaltsam, geht sein ältester Sohn den gleichen Weg. Und er selbst ? Wer reift, der wandelt sich - ohne dass freilich der Kern davon berührt würde. Andere reiften, - Dichter, Schriftsteller, Denker, wie er, und niemand nahm Anstoss an ihren Wandlungen. Kaum aber hatte T. M. eine neue Stufe erreicht, kaum war er - zögernd genug - zu neuen Einsichten gelangt, als er Stürme der Empörung entfesselte, die von allen Seiten auf ihn eindrangen und ihn jeder Arbeitsruhe beraubt hätten, wäre er der Arbeit nicht mit Haut und Haar verschworen gewesen, der Leistung, die das Ethos seines Lebens ausmachte.

Die "Betrachtungen eines Unpolitischen", sein Bekenntnis zur deutschen Republik, seine Ueberzeugtheit davon, dass in unserer Zeit nur die soziale Demokratie menschenwürdig und von Dauer sein könne; sein früher, einsamer Kampf gegen "die deutsche Erneuerung", die sich "Nationalsozialismus" nannte, - all dies unwitterte ihn, stürzte ihn während der letzten Jahre vor der "Machtergreifung" in ^{ständige} ~~immerwährende~~ akute Lebensgefahr und nahm ihm schliesslich die Heimat, sowie jedweden "Wohlstand". Er war arm, - so arm, dass meine Mutter, die Frau, ohne deren schützende Liebe er kaum hätte bestehen können, im Jahre 1933 den schweizerischen

Behörden zugeben musste, Vermögen sei nicht vorhanden, nein, gar keins, durchaus nichts. Der zuständige Beamte traute seinen Ohren nicht.

"Ja, wieso...", fragte er, "irgendetwas missen Sie doch haben?" Frau T. M. verneinte, konnte - da in Nazideutschland bald nichts mehr zu verdienen sein würde - nur auf die geringen Einnahmen hinweisen, die durch die Uebersetzungen seiner Werke immerhin und jedenfalls garantiert waren.

Zeitgeschehen? Gewiss, - und was für eins! Dass aber die Dramatik seines Lebens in ihm lag, erhellt aus den Briefen, die auch seine Menschlichkeit ins direkteste Licht rücken. Die Leidenschaft, mit der er um "Katja" warb; die feurige Geduld, die er solange übte, bis die "Märchenbraut" sein war; seine sich langsam zuspitzende Beziehung zu Heinrich Mann, dem brüderlichen Widersacher, - jüher Bruch mit ihm, jahrelange Trennung und endliche Versöhnung; seine Haltung den Kindern gegenüber, besorgt, liebevoll, - stolz auf jeden ihrer Erfolge, bekümmert über jede Anfeindung; seine spontane Hilfsbereitschaft, - selbst völlig Fremden gegenüber; seine Strenge gegen sich selbst; seine Komik; seine absolute Unverwechselbarkeit, - es ist alles da, - die privateste Sphäre spiegelt es unmittelbar ~~als~~ die künstlerische dies je vermocht ~~haben~~.

Fast unbegreiflich übrigens, wie viel er geschrieben hat, und zu erklären nur durch die Genauigkeit seiner Tageseinteilung und damit, dass er seine Erdenzeit bis ins Letzte und bis zum Letzten nutzte.

In einem kurzen Prosastück aus dem Jahre 1952 (es heisst "Lob der Vergänglichkeit") spricht er von der "Gabe der Zeit, - diesem so subjektiven, so eigentümlich variablen, nach seiner Nutzbarkeit so ganz dem Sittlichen unterworfenen Element, dass sehr wenig davon sehr viel sein kann. Es gibt

ferne Himmelskörper, deren Materie von so unglaublicher Dichtigkeit ist, dass ein Kubikzoll davon bei uns 20 Zentner wiegen würde. So ist es mit der Zeit schöpferischer Menschen: sie ist von anderer Struktur, anderer Dichtigkeit, anderer Ergiebigkeit als die locker gewobene und leicht verrinnende der Mehrzahl, und verwundert darüber, welches Mass an Leistung in der Zeit unterzubringen ist, fragt wohl der Mann der Mehrzahl:

'Wann machst du das alles nur ?''

Er hat "das alles" gemacht, und bei wachsendem Selbstbewusstsein nie aufgehört, an sich zu zweifeln. Von keinem seiner Bücher hat er, während der Arbeit, geglaubt, dass es gefallen und Erfolg haben könnte, und immer wieder aufs neue fiel er aus allen Wolken, wenn das Produkt seiner Einsamkeit "der Welt" etwas sagte und bedeutete. Nichts aber hätte ihn mehr verwundert, ja verblüfft, als die Wirkung der Briefe. Mit der Idee einer Autobiographie hat er - früher, sehr gelegentlich, - gespielt. Geplant hat er dergleichen nie. Und der Einfall, die zahllosen Briefe, die er im Lauf der Jahrzehnte hinausschickte, möchten insgesamt oder als Querschnitt dereinst weitgehend einstehen für das nichtgemalte Selbstporträt, wäre ihm im Traum nicht gekommen. Gut, dass es dennoch so ist, - literarhistorisch höchst brauchbar und schön für die, denen sein Hinscheiden schmerzlich bleibt. Denn in den Briefen ist er ganz wieder anwesend, - auf diesen Seiten lebt er uns wieder.

* * * * *

E r i k a M a n n

T. M.

Als T.M. - Sie erlauben, liebe Zuhörer, daß ich meinen Vater abkürzungsweise so nenne - als T.M. im Jahre 52 dem sonnigen Californien den Rücken gekehrt und neuerdings am Zürichsee seßhaft geworden war (schon die Jahre von 33 bis 38 hatte er dort verbracht), erteilten die schweizerischen Behörden ihm mit ehrenvoller Beschleunigung die Erlaubnis, auf eidgenössischer Erde wohnen zu bleiben. Das betreffende Dokument teilt mit, zu welchen, genau umrissenen Zwecken dieser "Usländer" sich "niederlassen" dürfe, - nämlich, "zwecks Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit und zur Verbringung des Lebensabends".

Nun, er war 77 damals, und so hatte das Wort gewiß seine Berechtigung. Trotzdem lachten wir darüber. Denn wenn auch dem Abend mit Sicherheit die Nacht folgt: Er war ein Junikind; Juniabende sind lang; nach der schweren Lungenoperation, die er, siebzigjährig, wie ein Jüngling überstand, hatte seine Gesundheit sich rasch und völlig konsolidiert, und wie eh und je war die "Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit" das A und O eines Lebens, das keineswegs zur Neige zu gehen schien.

Der "Felix Krull" wurde fertig, ein Buch, das ihn sehr erheiterte und sich übrigens besser, schneller verkaufte, als irgend ein Werk vorher. Der Schelmenroman entzückte die Leser; die Frauen, besonders, waren vernarrt in ihren "Felix", und natürlich tat der fulminante Erfolg dem Autor wohl. Doch war seine Freude keineswegs ungetrübt.

"Der Lebensabend". Plötzlich begann er das Ende zu fürchten, -- nicht den Tod, wohlverstanden, den "dunklen Bruder", vielmehr die

Vorstellung, der "Hochstapler" möchte das Letzte sein, was er geschaffen, - seine Zeit möchte ausrinnen, ehe noch Anderes, "Würdigeres" entstanden war.

Dann kam das Schillerjahr 1955. Gebeten, in Stuttgart und Weimar zu Schillers Ehren zu sprechen, machte T.M. sich an die Ausarbeitung einer Rede, die ihm, wie manche ihrer Vorgängerinnen, zum großen Essay wurde. Auf ein Fünftel gekürzt, tat dennoch die Ansprache ihrem Gegenstand Genüge.

Die Feiern waren verrauscht (auch die seines eigenen 80. Geburtstags), der "Versuch über Schiller" war zur Gänze im Druck erschienen, und T.M. atmete auf. Keinesfalls würde nun das Schelmenbuch sein letztes gewesen sein. "Würdigeres" war ihm gefolgt, - eine Arbeit liebender Versenkung in ein Werk, eine Gestalt, zu groß und gut, als daß man ihr wahrhaft und mit Gültigkeit hätte huldigen können, ohne selbst - ein wenig doch - von dem Licht in sich zu haben, das sie ausstrahlte.

So hat er es empfunden und freute sich sehr.

Endlich gab es auch Ferien, - an der Nordsee, in Nordwijk. Er genoß sie aus vollem Herzen und als er krank wurde, - es schien zunächst gar nichts Arges zu sein, Rheumatismus im Bein oder, soviel er schließlich wußte, eine Venenentzündung, - betrückte er sich nur, weil der schöne Aufenthalt ihm verkürzt worden war.

Das Ende kam bald und war gnädig.

Das Leben im Hause ging weiter, - es geht immer weiter, - seine Zimmer aber standen leer. Besonders leer, schrecklich leer schien uns das Arbeitszimmer. Den Raum täglich mehrmals zu betreten,

ihn zu lüften, seine Teppiche und Stühle gegen die Sonne zu schützen, dort abzustauben, war nicht leicht. Wir ließen alles an seinem Ort. Nicht selten kamen Fremde, die das nahe Grab besucht hatten, baten, das Zimmer sehen zu dürfen, und wir ließen sie ein. Dann war es wie im Museum.

Hätte er derlei gewünscht? Doch wohl kaum. Gewiß nicht in dieser Form. "Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges laßt leben!" Der Goethespruch gehörte zu seinen - vielen - Lieblingsen, und nur, wenn es uns gelang, das Arbeitszimmer und den gesamten Nachlaß dem Leben dienstbar zumachen, würde er - soweit sich dies denken ließ - zufrieden mit uns sein.

Im Thomas-Mann-Archiv der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule geht es höchst lebendig her. Als "der Bund" die Stiftung der Erbgemeinschaft annahm, verpflichtete er sich, Sorge zu tragen für würdige Unterkunft, genaue Betreuung und dafür, daß Interessenten - Studenten, Professoren, Forscher aus aller Herren Länder Zutritt hätten und nicht nur Rat und Hilfe, sondern auch Platz fänden, um an Ort und Stelle ihr Wissen zu erweitern und ihre Arbeit zu fördern. Die Schweiz hat ihr Versprechen aufs schönste eingelöst. Das alte Bodmerhaus, gebaut anno 1664, und ein patrizischer Bau, wie etwa das Buddenbrookshaus in der Lübecker Mengstraße, liegt den Hochschulen benachbart, leicht erreichbar für jedermann, und während auf Verlangen Führungen dort stattfinden, hat es vom Musealen fast nichts. Zwar enthält es das Arbeitszimmer genau, wie es war, im Übrigen aber ist alles so geordnet, - Bibliothek, Manuskripte, Quellenmaterial, Notizen und wieder Notizen, die Gesamtsumme dessen, was T.M. an Geschriebenem hinterließ, daß dem Besucher das Erwünschte im Handumdrehen geboten werden kann. Da sitzen sie den, ⁿ Tage-, wochen -,

oft monatelang, - ein japanischer Student, ein norwegischer Philologe, ein brasilianischer Sippenforscher (T.M.'s Mutter stammte aus Brasilien), eine deutsche Germanistin, ein Münchner Kritiker, ein junger Literaturhistoriker aus Bern; auch Photographen sind manchmal da, vielleicht sogar Kameraleute; sie arbeiten für ihr Blatt, ihre Illustrierte, ihr Fernsehen, für sich selbst. Das Ganze lebt, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.

Wie prompt und reibungslos "das Archiv" funktioniert, weiß ich aus eigener Erfahrung. Mit der Herausgabe des ersten T.M.-Briefbandes beschäftigt (Briefe von 1889-1936), fehlten mir für den Anmerkungssteil zahllose unentbehrliche Fakten. Natürlich korrespondierte ich mit Gott und der Welt, mit "Empfängern", Bibliotheken, Universitäten usw. Häufig aber war es unser Archiv, das allein Auskunft geben konnte, auf Grund der dort befindlichen Handschriften, deren Datierungen und Zusammenhänge mit dem von mir zu sichtenden, auszuwählenden und zu kommentierenden Briefmaterials.

Telephonisch angefragt, fand innerhalb von Minuten die junge Bibliothekarin, Edith Egli, fast jedesmal das Gesuchte, oder sie rief eine Viertelstunde später frohlockend zurück: "So oder so lautet die fragliche Stelle, das fragliche Zitat, die fragliche Jahreszahl".

Die Arbeit am Briefband war schwer und erst schien sie uferlos. Aus tausenden von Briefen, eingesandten und bei uns vorhandenen, waren knappe viereinhalf hundert zu wählen, deren jeder auf irgend einer Ebene lesenswert sein mußte, während die Gesamtheit (und das war das Schwerste) ein möglichst stimmiges Gesamtbild des Schreibers abgeben sollte, - ein lebendiges Zeugnis seiner zarten, zähen, bei aller Konzentration auf die "Hauptsache" (die

Arbeit), auch anderwärts so vielfach engagierten, gewissenhaft und neugierig schweifenden Existenz.

Anderes, - sehr viel anderes galt es zu beachten. Ein autobiographischer Zusammenhang mußte deutlich werden, Briefe, die meines Vaters eigene Entwicklung, - menschlich, geistig, künstlerisch, politisch, - erkennen ließen, wollten kombiniert sein mit solchen, die seine sich gleichbleibenden oder wechselnden Beziehungen zu seinen Freunden, Kollegen, Mitmenschen aufzeigten und, - dies vor allem! - es durfte mir nicht darauf ankommen, besonders schöne, wirkungsvolle und den Schreiber ehrende Äußerungen zu verwenden, sondern ihn gerade auch dort zu präsentieren, wo er irrte, schwankte, Krisen zu bestehen hatte.

Je länger und intensiver ich arbeitete, desto schwieriger und faszinierender schien mir die Aufgabe.

Denn allmählich begann sich herauszuschälen, worauf zu hoffen ich kaum gewagt hatte: Die Dramatik seines Lebens, die immanente und durch das Zeitgeschehen nur gesteigerte, nicht verursachte Dynamik einer Existenz, die er, in einem Brief vom März 1906, scheinbar recht ahnungslos, wie folgt, charakterisierte: "Ich sehe nicht", schreibt er, "warum die Deutschen mir, wenn ich irgend bleibend sein sollte, in Zukunft die Liebe verweigern sollten. Was werden sie an meinem menschlichen Teil aussetzen haben? Ich war ein stiller, höflicher Mensch, der sich durch seiner Hände Arbeit einigen Wohlstand gewann, ein Weib nahm, Kinder zeugte, die Premieren besuchte und ein so guter Deutscher war, daß er es nicht länger als vier Wochen im Ausland aushielt. Muß denn durchaus auch noch gekegelt und getrunken sein?"

Der das schrieb, war ein Lübecker Senatorensohn, dazu bestimmt,

die ehrwürdige alte Getreidefirma fortzuführen, die seine Urahnen aufgebaut, doch in Wahrheit zu nichts imstande, als zu schreiben. Sein Drama beginnt spätestens, da er fünfzehn ist, mit dem Tod des Vaters und der von diesem verfügten Liquidation der Firma, der er sich nicht verpflichten konnte. Sein erster Roman, "Buddenbrooks", das Buch eines 23-25 Jährigen, macht ihn zwar berühmt, doch trägt es ihm - auf Jahrzehnte - die bittere Feindschaft seiner Vaterstadt ein, die sich in dem Roman karikiert und verhöhnt meinte.

Ein stiller, höflicher Mensch? Gewiß, - aber Einer, um dessen Haupt es wetterleuchtet und blitzt von allem Anbeginn, und in dessen blutmäßig nächster Umgebung unaufhaltsame Tragödien sich vollziehen; Seine beiden Schwestern scheiden freiwillig aus dem Leben; sehr viel später, doch ebenso unaufhaltsam, geht sein ältester Sohn den gleichen Weg. Und er selbst? Wer reift, der wandelt sich - ohne daß freilich der Kern davon berührt würde. Andere reiften, - Dichter, Schriftsteller, Denker, wie er, und niemand nahm Anstoß an ihren Wandlungen. Kaum aber hatte T.M. eine neue Stufe erreicht, kaum war er - zögernd genug - zu neuen Einsichten gelangt, als er Stürme der Empörung entfesselte, die von allen Seiten auf ihn eindringen und ihn jeder Arbeitsruhe beraubt hätten, wäre er der Arbeit nicht mit Haut und Haar verschworen gewesen, der Leistung, die das Ethos seines Lebens ausmachte.

Die "Betrachtungen eines Unpolitischen", sein Bekenntnis zur deutschen Republik, seine Überzeugtheit davon, daß in unserer Zeit nur die soziale Demokratie menschenwürdig und von Dauer sein könne; sein früher, einsamer Kampf gegen "die deutsche Erneuerung", die sich "Nationalsozialismus" nannte, - all dies umwitterte ihn,

stürzte ihn während der letzten Jahre vor der "Machtergreifung" in ständige, akute Lebensgefahr und nahm ihm schließlich die Heimat, sowie jedweden "Wohlstand". Er war arm, - so arm, daß meine Mutter, die Frau, ohne deren schützende Liebe er kaum hätte bestehen können, im Jahre 1933 den schweizerischen Behörden zugeben mußte, Vermögen sei nicht vorhanden, nein, gar keins, durchaus nicht. Der zuständige Beamte traute seinen Ohren nicht. "Ja, wie-so...", fragte er, "irgendetwas müssen Sie doch haben?" Frau T.M. verneinte, konnte - da in Nazideutschland bald nichts mehr zu verdienen sein würde - nur auf die geringen Einnahmen hinweisen, die durch die Übersetzungen seiner Werke immerhin und jedenfalls garantiert waren.

Zeitgeschehen? Gewiß, - und was für eins! Daß aber die Dramatik seines Lebens in ihm lag, erhellt aus den Briefen, die auch seine Menschlichkeit ins direkteste Licht rücken. Die Leidenschaft, mit der er um "Katja" warb; die feurige Geduld, die er solange übte, bis die "Märchenbraut" sein war; seine sich langsam zuspitzende Beziehung zu Heinrich Mann, dem brüderlichen Widersacher, - jähler Bruch mit ihm, jahrelange Trennung und endliche Versöhnung; seine Haltung den Kindern gegenüber, besorgt, liebevoll, - stolz auf jeden ihrer Erfolge, bekümmert über jede Anfeindung; seine spontane Hilfsbereitschaft, - selbst völlig Fremden gegenüber; seine Strenge gegen sich selbst; seine Komik; seine absolute Unverwechselbarkeit, - es ist alles da, - die privateste Sphäre spiegelt es unmittelbar als die künstlerische dies je vermochte.

Fast unbegreiflich, übrigens, wie viel er geschrieben hat, und zu erklären nur durch die Genauigkeit seiner Tageseinteilung und damit, daß er seine Erdenzeit bis ins Letzte und bis zum Letzten nutzte.

In einem kurzen Prosastück aus dem Jahre 1952 (es heißt "Lob der Vergänglichkeit") spricht er von der "Gabe der Zeit, - diesem so subjektiven, so eigentümlich variablen, nach seiner Nutzbarkeit so ganz dem Sittlichen unterworfenen Element, daß sehr wenig davon sehr viel sein kann. Es gibt ferne Himmelskörper, deren Materie von so unglaublicher Dichtigkeit ist, daß ein Kubikzoll davon bei uns 20 Zentner wiegen würde. So ist es mit der Zeit schöpferischer Menschen: sie ist von anderer Struktur, anderer Dichtigkeit, anderer Ergiebigkeit als die locker gewobene und leicht verrinnende der Mehrzahl, und verwundert darüber, welches Maß an Leistung in der Zeit unterzubringen ist, fragt wohl der Mann der Mehrzahl: 'Wann machst du das alles nur?'"

Er hat "das alles" gemacht, und bei wachsendem Selbstbewußtsein nie aufgehört, an sich zu zweifeln. Von keinem seiner Bücher hat er, während der Arbeit, geglaubt, daß es gefallen und Erfolg haben könnte, und immer wieder aufs neue fiel er aus allen Wolken, wenn das Produkt seiner Einsamkeit "der Welt" etwas sagte und bedeutete. Nichts aber hätte ihn mehr verwundert, ja verblüfft, als die Wirkung der Briefe. Mit der Idee einer Autobiographie hat er - früher, sehr gelegentlich, - gespielt. Geplant hat er dergleichen nie. Und der Einfall, die zahllosen Briefe, die er im Lauf der Jahrzehnte hinausschickte, möchten insgesamt oder als Querschnitt dereinst weitgehend eintreten für das nichtgemalte Selbstporträt, wäre ihm im Traum nicht gekommen. Gut, daß es dennoch so ist, - literarhistorisch höchst brauchbar und schön für die, denen sein Hinscheiden schmerzlich bleibt. Denn in den Briefen ist er ganz wieder anwesend, - auf diesen Seiten lebt er uns wieder.

schön
197/108

Westdeutscher Rundfunk
Abteilung:Kultur
'Der Lebensabend'

Redaktion:
Edith Mendelssohn Bartholdy

UKW-Programm

Sendung am 29. Mai 1962
15,40 Uhr

' Die letzten Jahre von Thomas Mann '

Über seine Briefe und seinen Nachlaß
spricht Erika Mann

216 Zeilen

W 14

Als T.M. - Sie erlauben, liebe Zuhörer¹⁾, daß ich meinen Vater abkürzungsweise so nenne - als T.M. im Jahre 52 dem sonnigen Californien den Rücken gekehrt und neuerdings am Zürichsee seßhaft geworden war (schon die Jahre von 33 bis 38 hatte er dort verbracht), erteilten die schweizerischen Behörden ihm mit ehrenvoller Beschleunigung die Erlaubnis, auf eidgenössischer Erde wohnen zu bleiben. Das betreffende Dokument teilt mit, zu welchen, genau umrissenen Zwecken dieser "Usländer" sich "niederlassen" dürfe, - nämlich, "zwecks Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit und zur Verbringung des Lebensabends".

Nun, er war 77 damals, und so hatte das Wort gewiß seine Berechtigung. Trotzdem lachten wir darüber. Denn wenn auch dem Abend mit Sicherheit die Nacht folgt: Er war ein Junikind; Juniabende sind lang; nach der schweren Lungenoperation, die er, siebzigjährig, wie ein Jüngling überstand, hatte seine Gesundheit sich rasch und völlig konsolidiert, und wie eh und je war die "Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit" das A und O seines Lebens, das keineswegs zur Neige zu gehen schien.

Der "Felix Krull" wurde fertig, ein Buch, das ihn sehr erheiterte und sich übrigens besser, schneller verkaufte, als irgend ein Werk vorher. Der Schelmenroman entzückte die Leser; die Frauen, besonders, waren vernarrt in ihren "Felix", und natürlich tat der fulminante Erfolg dem Autor wohl. Doch war seine Freude keineswegs ungetrübt.

"Der Lebensabend". Plötzlich begann er das Ende zu fürchten, - nicht den Tod, wohlverstanden, den "dunklen Bruder", vielmehr die

Vorstellung, der "Hochstapler" möchte das Letzte sein, was er geschaffen, - seine Zeit möchte ausrinnen, ehe noch Anderes, "Würdigeres" entstanden war.

Dann kam das Schillerjahr 1955. Gebeten, in Stuttgart und Weimar zu Schillers Ehren zu sprechen, machte T.M. sich an die Ausarbeitung einer Rede, die ihm, wie manche ihrer Vorgängerinnen, zum großen Essay wurde. Auf ein Fünftel gekürzt, tat dennoch die Ansprache ihrem Gegenstand Genüge.

Die Feiern waren verrauscht (auch die seines eigenen 80. Geburtstags), der "Versuch über Schiller" war zur Gänze im Druck erschienen, und T.M. atmete auf. Keinesfalls würde nun das Schelmenbuch sein letztes gewesen sein. "Würdigeres" war ihm gefolgt, - eine Arbeit liebender Versenkung in ein Werk, eine Gestalt, zu groß und gut, als daß man ihr wahrhaft und mit Gültigkeit hätte huldigen können, ohne selbst - ein wenig doch - von dem Licht in sich zu haben, das sie ausstrahlte.

So hat er es empfunden und freute sich sehr.

Endlich gab es auch Ferien, - an der Nordsee, in Nordwijk. Er genoß sie aus vollem Herzen und als er krank wurde, - es schien zunächst gar nichts Arges zu sein, Rheumatismus im Bein oder, soviel er schließlich wußte, eine Venenentzündung, - betrückte er sich nur, weil der "schöne Aufenthalt" ihm verkürzt worden war.

Das Ende kam bald und war gnädig.

Das Leben im Hause ging weiter, - es geht immer weiter, - seine Zimmer aber standen leer. Besonders leer, schrecklich leer

schien uns das Arbeitszimmer. Den Raum täglich mehrmals zu betreten, ihn zu lüften, seine Teppiche und Stühle gegen die Sonne zu schützen, dort abzustauben, war nicht leicht. Wir liessen alles an seinem Ort. Nicht selten kamen Fremde, die das nahe Grab besucht hatten, baten, das Zimmer sehen zu dürfen, und wir liessen sie ein. Dann war es wie im Museum.

Hätte er derlei gewünscht? Doch wohl kaum. Gewiß nicht in dieser Form. "Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges laßt leben!" Der Goethespruch gehörte zu seinen - vielen - Lieblingen, und nur, wenn es uns gelang, das Arbeitszimmer und den gesamten Nachlaß dem Leben dienstbar zu machen, würde er - soweit sich dies denken ließ - zufrieden mit uns sein.

Im Thomas Mann-Archiv der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule geht es höchst lebendig her. Als "der Bund" die Stiftung der Erbgemeinschaft annahm, verpflichtete er sich, Sorge zu tragen für würdige Unterkunft, genaue Betreuung und dafür, daß Interessenten - Studenten, Professoren, Forscher aus aller Herren Länder Zutritt hätten und nicht nur Rat und Hilfe, sondern auch Platz fänden, um an Ort und Stelle ihr Wissen zu erweitern und ihre Arbeit zu fördern. Die Schweiz hat ihr Versprechen aufs schönste eingelöst. Das alte Bodmerhaus, gebaut anno 1664, und ein patrizischer Bau, wie etwa das Buddenbrookshaus in der Lübecker Mengstraße, liegt den Hochschulen benachbart, leicht erreichbar für jedermann, und während auf Verlangen Führungen dort stattfinden, hat es vom Musealen fast nichts. Zwar enthält es das Arbeitszimmer genau, wie es war, im übrigen aber ist alles so geordnet, - Bibliothek, Manuskripte, Quellenmaterial, Notizen und wieder

Notizen, die Gesamtsumme dessen, was T.M. an Geschriebenem hinterließ, daß dem Besucher das Erwünschte im Handumdrehen geboten werden kann. Da sitzen sie denn, ^{Tage-, wochen-,} ~~Tage-, Wochen-,~~ oft monatelang, - ein japanischer Student, ein norwegischer Philologe, ein brasilianischer Sippenforscher (T.M.'s Mutter stammte aus Brasilien), eine deutsche Germanistin, ein Münchner Kritiker, ein junger Literaturhistoriker aus Bern; auch Photographen sind manchmal da, vielleicht sogar Kameralleute; sie arbeiten für ihr Blatt, ihre Illustrierte, ihr Fernsehen, für sich selbst. Das Ganze lebt, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.

Wie prompt und reibungslos "das Archiv" funktioniert, weiß ich aus eigener Erfahrung. Mit der Herausgabe des ersten T.M.-Briefbandes beschäftigt (Briefe von 1889-1936), fehlten mir für den Anmerkungsteil zahllose unentbehrliche Fakten. Natürlich korrespondierte ich mit Gott und der Welt, mit "Empfängern", Bibliotheken, Universitäten usw. Häufig aber war es unser Archiv, das allein Auskunft geben konnte, auf Grund der dort befindlichen Handschriften, deren Datierungen und Zusammenhänge mit dem von mir zu sichtenden, auszuwählenden und zu kommentierenden Briefmaterial. Telephonisch angefragt, fand innerhalb von Minuten die junge Bibliothekarin, Edith Egli, fast jedesmal das Gesuchte, oder sie rief eine Viertelstunde später frohlockend zurück: "So oder so lautet die fragliche Stelle, das fragliche Zitat, die fragliche Jahreszahl."

Die Arbeit am Briefband war schwer und erst schien sie uferlos. Aus tausenden von Briefen, -eingesandten und bei uns vorhandenen, - waren knappe viereinhalb hundert zu wählen, deren jeder auf irgend

einer Ebene lesenswert sein mußte, während die ^{Summe} Gesamtheit (und das war das Schwerste) ein möglichst stimmiges Gesamtbild des Schreibers abgeben sollte, - ein lebendiges Zeugnis seiner zarten, zähen, bei aller Konzentration auf die "Hauptsache" (die Arbeit), auch anderwärts so vielfach engagierten, gewissenhaft und neugierig schweifenden Existenz.

Anderes, - sehr viel anderes galt es zu beachten. Ein autobiographischer Zusammenhang mußte deutlich werden, Briefe, die meines Vaters eigene Entwicklung, - menschlich, geistig, künstlerisch, politisch, - erkennen liessen, wollten kombiniert sein mit solchen, die seine sich gleichbleibenden oder wechselnden Beziehungen zu seinen Freunden, Kollegen, Mitmenschen aufzeigten und, - dies vor allem! - es durfte mir nicht darauf ankommen, besonders schöne, wirkungsvolle und den Schreiber ehrende Äußerungen zu verwenden, sondern ihn gerade auch dort zu präsentieren, wo er irrte, schwankte, Krisen zu bestehen hatte.

Je länger und intensiver ich arbeitete, desto schwieriger und faszinierender schien mir die Aufgabe.

Denn allmählich begann sich herauszuschälen, worauf zu hoffen ich kaum gewagt hatte: Die Dramatik seines Lebens, die immanente und durch das Zeitgeschehen nur gesteigerte, nicht verursachte Dynamik einer Existenz, die er, in einem Brief vom März 1906, scheinbar recht ahnungslos, wie folgt, charakterisierte: "Ich sehe nicht", schreibt er, "warum die Deutschen mir, wenn ich irgend bleibend sein sollte, in Zukunft die Liebe verweigern sollten. Was werden sie an meinem menschlichen Teil auszusetzen

haben? Ich war ein stiller, höflicher Mensch, der sich durch seiner Hände Arbeit einigen Wohlstand gewann, ein Weib nahm, Kinder zeugte, die Premieren besuchte und ein so guter Deutscher war, daß er es nicht länger als vier Wochen im Ausland aushielt. Muß denn durchaus auch noch gekegelt und getrunken sein?"

Der das schrieb, war ein Lübecker Senatorensohn, dazu bestimmt, die ehrwürdige alte Getreidefirma fortzuführen, die seine Urahnen aufgebaut, doch in Wahrheit zu nichts imstande, als zu schreiben. Sein Drama beginnt spätestens, da er fünfzehn ist, mit dem Tod des Vaters und der von diesem verfügten Liquidation der Firma, der er sich nicht verpflichten konnte. Sein erster Roman, "Buddenbrooks", das Buch eines 23-25-Jährigen, macht ihn zwar berühmt, doch trägt es ihm - auf Jahrzehnte - die bittere Feindschaft seiner Vaterstadt ein, die sich in dem Roman karikiert und verhöhnt meinte.

Ein stiller, höflicher Mensch? Gewiß, - aber Einer, um dessen Haupt es wetterleuchtet und blitzt von allem Anbeginn, und in dessen blutmäßig nächster Umgebung unaufhaltsame Tragödien sich vollziehen: Seine beiden Schwestern scheiden freiwillig aus dem Leben; sehr viel später, doch ebenso unaufhaltsam, geht sein ältester Sohn den gleichen Weg. Und er selbst? Wer reift, der wandelt sich - ohne daß freilich der Kern davon berührt würde. Andere reiften, - Dichter, Schriftsteller, Denker, wie er, und niemand nahm Anstoß an ihren Wandlungen. Kaum aber hatte T.M. eine neue Stufe erreicht, kaum war er - zögernd genug - zu neuen Einsichten gelangt, als er Stürme der Empörung entfesselte, die von allen Seiten auf ihn eindrangen und ihn jeder Arbeitsruhe

beraubt hätten, wäre er der Arbeit nicht mit Haut und Haar verschworen gewesen, der Leistung, die das Ethos seines Lebens ausmachte.

Die "Betrachtungen eines Unpolitischen", sein Bekenntnis zur deutschen Republik, seine Überzeugtheit davon, daß in unserer Zeit nur die soziale Demokratie menschenwürdig und von Dauer sein könne; sein früher, einsamer Kampf gegen "die deutsche Erneuerung", die sich "Nationalsozialismus" nannte, - all dies umwitterte ihn, stürzte ihn während der letzten Jahre vor der "Machtergreifung" in ständige, akute Lebensgefahr und nahm ihm schließlich die Heimat, sowie jedweden "Wohlstand". Er war arm, - so arm, daß meine Mutter, die Frau, ohne deren schützende Liebe er kaum hätte bestehen können, im Jahre 1933 den schweizerischen Behörden zugeben mußte, Vermögen sei nicht vorhanden, nein, gar keins, durchaus nichts. Der zuständige Beamte traute seinen Ohren nicht. "Ja, wieso...", fragte er, "irgendetwas müssen Sie doch haben?" Frau T.M. verneinte ^{und} konnte - da in Nazideutschland bald nichts mehr zu verdienen sein würde - nur auf die geringen Einnahmen hinweisen, die durch die Übersetzungen seiner Werke immerhin und jedenfalls garantiert waren.

Zeitgeschehen? Gewiß, - und was für eins! Daß aber die Dramatik seines Lebens in ihm lag, erhellt aus den Briefen, die auch seine Menschlichkeit ins direkteste Licht rücken. Die Leidenschaft, mit der er um "Katja" warb; die feurige Geduld, die er solange übte, bis die "Märchenbraut" sein war; seine sich langsam zuspitzende Beziehung zu Heinrich Mann, dem brüderlichen Widersacher, - jäher Bruch mit ihm, jahrelange Trennung und endlich

Versöhnung; seine Haltung den Kindern gegenüber, besorgt, liebevoll, - stolz auf jeden ihrer Erfolge, bekümmert über jede Anfeindung; seine spontane Hilfsbereitschaft, - selbst völlig Fremden gegenüber; seine Strenge gegen sich selbst; seine Komik; seine absolute Unverwechselbarkeit, - es ist alles da, - die privateste Sphäre spiegelt es unmittelbarer, als die künstlerische dies je vermochte.

Fast unbegreiflich, übrigens, wie viel er geschrieben hat, und zu erklären nur durch die Genauigkeit seiner Tageseinteilung und damit, daß er seine Erdenzeit bis ins Letzte und bis zum Letzten nutzte.

In einem kurzen Prosastück aus dem Jahre 1952 (es heißt "Lob der Vergänglichkeit") spricht er von der "Gabe der Zeit, - diesem so subjektiven, so eigentümlich variablen, nach seiner Nutzbarkeit so ganz dem Sittlichen unterworfenen Element, daß sehr wenig davon sehr viel sein kann. Es gibt ferne Himmelskörper, deren Materie von so unglaublicher Dichtigkeit ist, daß ein Kubikzoll davon bei uns 20 Zentner wiegen würde. So ist es mit der Zeit schöpferischer Menschen: sie ist von anderer Struktur, anderer Dichtigkeit, anderer Ergiebigkeit als die locker gewobene und leicht verrinnende der Mehrzahl, und verwundert darüber, welches Maß an Leistung in der Zeit unterzubringen ist, fragt wohl der Mann der Mehrzahl: "Wann machst du das alles nur?"

Er hat "das alles" gemacht, und bei wachsendem Selbstbewußtsein nie aufgehört, an sich zu zweifeln. Von keinem seiner Bücher hat er, während der Arbeit, geglaubt, daß es gefallen und Erfolg haben

könnte, und immer wieder aufs neue fiel er aus allen Wolken, wenn das Produkt seiner Einsamkeit "der Welt" etwas sagte und bedeutete. Nichts aber hätte ihn mehr verwundert, ja verblüfft, als die Wirkung der Briefe. Mit der Idee einer Autobiographie hat er - früher, sehr gelegentlich, - gespielt. Geplant hat er dergleichen nie. Und der Einfall, die zahllosen Briefe, die er im Lauf der Jahrzehnte hinausschickte, möchten insgesamt oder als Querschnitt dereinst weitgehend eintreten für das nichtgemalte Selbstporträt, wäre ihm im Traum nicht gekommen. Gut, daß es dennoch so ist, - literarhistorisch höchst brauchbar und schön für die, denen sein Hinscheiden schmerzlich bleibt. Denn in den Briefen ist er ganz wieder anwesend, - auf diesen Seiten lebt er uns wieder.

- - - - -

DUITSE KRONIEK

ORGAAN VOOR
CULTURELE BETREKKINGEN
MET DUITSLAND

VERSCHIJNT VIERMAAL PER JAAR

1963

JAARGANG XV

No. 1

DUITSE KRONIEK

ORGAAN VOOR
CULTURELE BETREKKINGEN
MET DUITSLAND

Redactieraad

Prof. Dr. J. M. M. Aler, Ds. H. Fischer, Dr. H. Furstner,
Dr. K. J. Hahn, Prof. Dr. H. Meijer, J. H. Schouten, Dr. W. Verkade

Kernredactie

Prof. Dr. J. M. M. Aler, Dr. H. Furstner, Prof. Dr. H. Meijer.

Secretaris der Redactie

Drs. E. Th. Scheltinga Koopman

Administratie

A. Scheltinga Koopman-van der Valk, Milletstraat 50 III Amsterdam-Z.

Abonnementsvoorwaarden

Voor Nederland, Indonesië, Suriname en Curaçao f 5.75 per jaargang (stude-
renden in de Duitse taal- en letterkunde f 3.60) bij vooruitbetaling aan bankier
fa. R. Mees en Zoonen, Den Haag, gironummer 68500 (t.n.v. Duitse Kroniek).
Abonnementen kunnen bij ieder nummer ingaan, doch slechts aan het einde van
de jaargang aflopen. Reeds verschenen nummers worden bijgeleverd, zolang de
voorraad strekt. De prijs van losse nummers bedraagt f 1.75. Wanneer het abon-
nement niet vóór 1 december van de lopende jaargang is opgezegd, wordt het
geacht voor het volgend jaar gecontinueerd te zijn.

Bezugsbedingungen für Deutschland

DM 6.50 pro Jahrgang (für Studierende DM 4.—) bei Vorausbezahlung. Die
deutschen Abonnenten können ihren Beitrag im Postzahlungsverkehr (Postan-
weisung, Postüberweisung) auf unser Konto bei der Firma R. Mees en Zoonen,
's-Gravenhage (Postscheckkonto 68500) mit der Angabe „Bezugsgeld Duitse
Kroniek“ überweisen. Der Bezug kann mit jeder Lieferung anfangen, aber nur
am Ende des Jahrgangs beendet werden. Bereits erschienene Nummern wer-
den, so lange sie vorrätig sind, nachgeliefert. Der Einzelpreis beträgt DM 2.—

DIE LETZTEN JAHRE VON THOMAS MANN

von Erika Mann

Als T.M. – Sie erlauben, liebe Zuhörer ¹⁾, dass ich meinen Vater abkürzungsweise so nenne – als T.M. im Jahre 52 dem sonnigen Californien den Rücken gekehrt und neuerdings am Zürichsee sesshaft geworden war (schon die Jahre von 33 bis 38 hatte er dort verbracht), erteilten die schweizerischen Behörden ihm mit ehrenvoller Beschleunigung die Erlaubnis, auf eidgenössischer Erde wohnen zu bleiben. Das betreffende Dokument teilt mit, zu welchen genau umrissenen Zwecken dieser „Usländer“ sich „niederlassen“ dürfe, – nämlich, „zwecks Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit und zur Verbringung des Lebensabends“.

Nun, er war 77 damals, und so hatte das Wort gewiss seine Berechtigung. Trotzdem lachten wir darüber. Denn wenn auch dem Abend mit Sicherheit die Nacht folgt: Er war ein Junikind; Juniabende sind lang; nach der schweren Lungenoperation, die er, siebzigjährig, wie ein Jüngling überstand, hatte seine Gesundheit sich rasch und völlig konsolidiert, und wie eh und je war die „Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit“ das A und O eines Lebens, das keineswegs zur Neige zu gehen schien.

Der „Felix Krull“ wurde fertig, ein Buch, das ihn sehr erheiterte und sich übrigens besser, schneller verkaufte, als irgend ein Werk vorher. Der Schelmenroman entzückte die Leser; die Frauen, besonders, waren vernarrt in ihren „Felix“, und natürlich tat der fulminante Erfolg dem Autor wohl. Doch war seine Freude keineswegs ungetrübt.

„Der Lebensabend“. Plötzlich begann er das Ende zu fürchten, – nicht den Tod, wohlverstanden, den „dunklen Bruder“, vielmehr die Vorstellung, der „Hochstapler“ möchte das Letzte sein, was er geschaffen, – seine Zeit möchte ausrinnen, ehe noch Anderes, „Würdigeres“ entstanden war.

Dann kam das Schillerjahr 1955. Gebeten, in Stuttgart und Weimar zu Schillers Ehren zu sprechen, machte T.M. sich an die Ausarbeitung einer Rede, die ihm, wie manche ihrer Vorgängerinnen, zum grossen Essay wurde. Auf ein Fünftel gekürzt, tat dennoch die Ansprache ihrem Gegenstand Genüge.

Die Feiern waren verrauscht (auch die seines eigenen 80. Geburtstags), der „Versuch über Schiller“ war zur Gänze im Druck erschienen, und T.M. atmete auf. Keinesfalls würde nun das Schelmenbuch sein letztes gewesen sein. „Würdigeres“ war ihm gefolgt, – eine Arbeit liebender Versenkung in ein Werk, eine Gestalt, zu gross und gut, als dass man

¹⁾ Es handelt sich hier um den Text eines Vortrags, den Frau Erika Mann am 12. August 1962 im UKW-Programm des Westdeutschen Rundfunks hielt. Wir danken ihr gerne an dieser Stelle für Ihre Liebenswürdigkeit, uns diesen Text zur Verfügung stellen zu wollen.

ihr wahrhaft und mit Gültigkeit hätte huldigen können, ohne selbst – ein wenig doch – von dem Licht in sich zu haben, das sie ausstrahlte.

So hat er es empfunden und freute sich sehr.

Endlich gab es auch Ferien, – an der Nordsee, in Noordwijk. Er genoss sie aus vollem Herzen und als er krank wurde, – es schien zunächst gar nichts Arges zu sein, Rheumatismus im Bein oder, soviel er schliesslich wusste, eine Venenentzündung, – betrückte er sich nur, weil der „schöne Aufenthalt“ ihm verkürzt worden war.

Das Ende kam bald und war gnädig.

Das Leben im Hause ging weiter, – es geht immer weiter, – seine Zimmer aber standen leer. Besonders leer, schrecklich leer schien uns das Arbeitszimmer. Den Raum täglich mehrmals zu betreten, ihn zu lüften, seine Teppiche und Stühle gegen die Sonne zu schützen, dort abzustauben, war nicht leicht. Wir liessen alles an seinem Ort. Nicht selten kamen Fremde, die das nahe Grab besucht hatten, baten, das Zimmer sehen zu dürfen, und wir liessen sie ein. Dann war es wie im Museum.

Hätte er derlei gewünscht? Doch wohl kaum. Gewiss nicht in dieser Form. „Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebendiges lasst leben!“ Der Goethespruch gehörte zu seinen – vielen – Lieblingen, und nur, wenn es uns gelang, das Arbeitszimmer und den gesamten Nachlass dem Leben dienstbar zu machen, würde er – soweit sich dies denken liess – zufrieden mit uns sein.

Im Thomas Mann-Archiv der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule geht es höchst lebendig her. Als „der Bund“ die Stiftung der Erbgemeinschaft annahm, verpflichtete er sich, Sorge zu tragen für würdige Unterkunft, genaue Betreuung und dafür, dass Interessenten – Studenten, Professoren, Forscher aus aller Herren Länder Zutritt hätten und nicht nur Rat und Hilfe, sondern auch Platz fänden, um an Ort und Stelle ihr Wissen zu erweitern und ihre Arbeit zu fördern. Die Schweiz hat ihr Versprechen aufs schönste eingelöst. Das alte Bodmerhaus, gebaut anno 1664, und ein patrizischer Bau, wie etwa das Buddenbrookshaus in der Lübecker Mengstrasse, liegt den Hochschulen benachbart, leicht erreichbar für jedermann, und während auf Verlangen Führungen dort stattfinden, hat es vom Musealen fast nichts. Zwar enthält es das Arbeitszimmer genau, wie es war, im übrigen aber ist alles so geordnet, – Bibliothek, Manuskripte, Quellenmaterial, Notizen und wieder Notizen, die Gesamtsumme dessen, was T.M. an Geschriebenem hinterliess, dass dem Besucher das Erwünschte im Handumdrehen geboten werden kann. Da sitzen sie denn, tage-, wochen-, oft monatelang, ein japanischer Student, ein norwegischer Philologe, ein brasilianischer Sippenforscher (T.M.'s Mutter stammte aus Brasilien), eine deutsche Germanistin, ein Münchner Kritiker, ein junger Literaturhistoriker

aus Bern; auch Photographen sind manchmal da, vielleicht sogar Kamerateute; sie arbeiten für ihr Blatt, ihre Illustrierte, ihr Fernsehen, für sich selbst. Das Ganze *lebt*, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.

Wie prompt und reibungslos „das Archiv“ funktioniert, weiss ich aus eigenster Erfahrung. Mit der Herausgabe des ersten T.M.-Briefbandes beschäftigt (Briefe von 1889–1936), fehlten mir für den Anmerkungsteil zahllose unentbehrliche Fakten. Natürlich korrespondierte ich mit Gott und der Welt, mit „Empfängern“, Bibliotheken, Universitäten usw. Häufig aber war es unser Archiv, das allein Auskunft geben konnte, auf Grund der dort befindlichen Handschriften, deren Datierungen und Zusammenhänge mit dem von mir zu sichtenden, auszuwählenden und zu kommentierenden Briefmaterial. Telephonisch angefragt, fand innerhalb von Minuten die junge Bibliothekarin, Edith Egli, fast jedesmal das Gesuchte, oder sie rief eine Viertelstunde später frohlockend zurück: „So oder so lautet die fragliche Stelle, das fragliche Zitat, die fragliche Jahreszahl.“

Die Arbeit am Briefband war schwer und erst schien sie uferlos. Aus tausenden von Briefen, – eingesandten und bei uns vorhandenen, – waren knappe viereinhalb hundert zu wählen, deren jeder auf irgend einer Ebene lesenswert sein musste, während die Summe (und das war das Schwerste) ein möglichst stimmiges Gesamtbild des Schreibers abgeben sollte, – ein lebendiges Zeugnis seiner zarten, zähen, bei aller Konzentration auf die „Hauptsache“ (die Arbeit), auch anderwärts so vielfach engagierten, gewissenhaft und neugierig schweifenden Existenz.

Anderes, – sehr viel anderes galt es zu beachten. Ein autobiographischer Zusammenhang musste deutlich werden, Briefe, die meines Vaters eigene Entwicklung, – menschlich, geistig, künstlerisch, politisch, – erkennen liessen, wollten kombiniert sein mit solchen, die seine sich gleichbleibenden oder wechselnden Beziehungen zu seinen Freunden, Kollegen, Mitmenschen aufzeigten und, – dies vor allem! – es durfte mir *nicht* darauf ankommen, besonders schöne, wirkungsvolle und den Schreiber ehrende Äusserungen zu verwenden, sondern ihn gerade auch dort zu präsentieren, wo er irrte, schwankte, Krisen zu bestehen hatte.

Je länger und intensiver ich arbeitete, desto schwieriger *und* faszinierender schien mir die Aufgabe.

Denn allmählich begann sich herauszuschälen, worauf zu hoffen ich kaum gewagt hatte: Die Dramatik seines Lebens, die immanente und durch das Zeitgeschehen nur gesteigerte, nicht verursachte Dynamik einer Existenz, die er, in einem Brief vom März 1906, scheinbar recht ahnungslos, wie folgt, charakterisierte: „Ich sehe nicht“, schreibt er, „warum die Deutschen mir, wenn ich irgend bleibend sein sollte, in Zukunft die Liebe verweigern sollten. Was werden sie an meinem

menschlichen Teil auszusetzen haben? Ich war ein stiller, höflicher Mensch, der sich durch seiner Hände Arbeit einigen Wohlstand gewann, ein Weib nahm, Kinder zeugte, die Premieren besuchte und ein so guter Deutscher war, dass er es nicht länger als vier Wochen im Ausland aushielt. Muss denn durchaus auch noch gekegelt und getrunken sein?"

Der das schrieb, war ein Lübecker Senatorensohn, dazu bestimmt, die ehrwürdige alte Getreidefirma fortzuführen, die seine Urahnen aufgebaut, doch in Wahrheit zu nichts imstande, als zu schreiben. Sein Drama beginnt spätestens, da er fünfzehn ist, mit dem Tod des Vaters und der von diesem verfügten Liquidation der Firma, der er sich nicht verpflichten konnte. Sein erster Roman, „Buddenbrooks“, das Buch eines 23-25-Jährigen, macht ihn zwar berühmt, doch trägt es ihm – auf Jahrzehnte – die bittere Feindschaft seiner Vaterstadt ein, die sich in dem Roman karikiert und verhöhnt meinte.

Ein stiller, höflicher Mensch? Gewiss, – aber Einer, um dessen Haupt es wetterleuchtet und blitzt von allem Anbeginn, und in dessen blutmässig nächster Umgebung unaufhaltsame Tragödien sich vollziehen: Seine beiden Schwestern scheiden freiwillig aus dem Leben; sehr viel später, doch ebenso unaufhaltsam, geht sein ältester Sohn den gleichen Weg. Und er selbst? Wer reift, der wandelt sich – ohne dass freilich der Kern davon berührt würde. Andere reiften, – Dichter, Schriftsteller, Denker, wie er, und niemand nahm Anstoss an ihren Wandlungen. Kaum aber hatte T.M. eine neue Stufe erreicht, kaum war er – zögernd genug – zu neuen Einsichten gelangt, als er Stürme der Empörung entfesselte, die von allen Seiten auf ihn eindrangen und ihn jeder Arbeitsruhe beraubt hätten, wäre er der Arbeit nicht mit Haut und Haar verschworen gewesen, der *Leistung*, die das Ethos seines Lebens ausmachte.

Die „Betrachtungen eines Unpolitischen“, sein Bekenntnis zur deutschen Republik, seine Überzeugtheit davon, dass in unserer Zeit nur die soziale Demokratie menschenwürdig und von Dauer sein könne; sein früher, einsamer Kampf gegen „die deutsche Erneuerung“, die sich „Nationalsozialismus“ nannte, – all dies umwitterte ihn, stürzte ihn während der letzten Jahre vor der „Machtergreifung“ in ständige, akute Lebensgefahr und nahm ihm schliesslich die Heimat, sowie *jedweden* „Wohlstand“. Er war arm, – so arm, dass meine Mutter, die Frau, ohne deren schützende Liebe er kaum hätte bestehen können, im Jahre 1933 den schweizerischen Behörden zugeben musste, Vermögen sei nicht vorhanden, nein, gar keins, durchaus nichts. Der zuständige Beamte traute seinen Ohren nicht. „Ja, wieso...“, fragte er, „irgendwas *müssen* Sie doch haben?“ Frau T.M. verneinte und konnte – da in Nazideutschland bald nichts mehr zu verdienen sein würde – nur auf die geringen Einnahmen hinweisen, die durch die Übersetzungen seiner Werke immerhin und jedenfalls garantiert waren.

Zeitgeschehen? Gewiss, – und was für eins! Dass aber die Dramatik seines Lebens *in ihm* lag, erhellt aus den Briefen, die auch seine *Menschlichkeit* ins direkteste Licht rücken. Die Leidenschaft, mit der er um „Katja“ warb; die feurige Geduld, die er solange übte, bis die „Märchenbraut“ sein war; seine sich langsam zuspitzende Beziehung zu Heinrich Mann, dem brüderlichen Widersacher, – jäher Bruch mit ihm, jahrelange Trennung und endlich Versöhnung; seine Haltung den Kindern gegenüber, besorgt, liebevoll, – stolz auf jeden ihrer Erfolge, bekümmert über jede Anfeindung; seine spontane Hilfsbereitschaft, – selbst völlig Fremden gegenüber; seine Strenge gegen sich selbst; seine Komik; seine absolute Unverwechselbarkeit, – es ist alles da, – die privateste Sphäre spiegelt es unmittelbarer, als die künstlerische diese vermochte.

Fast unbegreiflich, übrigens, wie *viel* er geschrieben hat, und zu erklären nur durch die Genauigkeit seiner Tageseinteilung und damit, dass er seine Erdenzeit bis ins Letzte und bis zum Letzten nutzte.

In einem kurzen Prosastück aus dem Jahre 1952 (es heisst „Lob der Vergänglichkeit“) spricht er von der „Gabe der Zeit, – diesem so subjektiven, so eigentümlich variablen, nach seiner Nutzbarkeit so ganz dem Sittlichen unterworfenen Element, dass sehr wenig davon sehr viel sein kann. Es gibt ferne Himmelskörper, deren Materie von so unglaublicher Dichtigkeit ist, dass ein Kubikzoll davon bei uns 20 Zentner wiegen würde. So ist es mit der Zeit schöpferischer Menschen: sie ist von anderer Struktur, anderer Dichtigkeit, anderer Ergiebigkeit als die locker gewobene und leicht verrinnende der Mehrzahl, und verwundert darüber, welches Mass an Leistung in der Zeit unterzubringen ist, fragt wohl der Mann der Mehrzahl: „Wann machst du das alles nur?“

Er hat „das alles“ gemacht, und bei wachsendem Selbstbewusstsein nie aufgehört, an sich zu zweifeln. Von keinem seiner Bücher hat er, während der Arbeit, geglaubt, dass es *gefallen* und *Erfolg* haben könnte, und immer wieder aufs neue fiel er aus allen Wolken, wenn das Produkt seiner Einsamkeit „der Welt“ etwas sagte und bedeutete. Nichts aber hätte ihn mehr verwundert, ja verblüfft, als die Wirkung der Briefe. Mit der Idee einer Autobiographie hat er – früher, sehr gelegentlich, – gespielt. *Geplant* hat er dergleichen nie. Und der Einfall, die zahllosen Briefe, die er im Lauf der Jahrzehnte hinausschickte, möchten insgesamt oder als Querschnitt dereinst weitgehend eintreten für das nichtgemalte Selbstporträt, wäre ihm im Traum nicht gekommen. Gut, dass es dennoch so ist, – literarhistorisch höchst brauchbar und schön für die, denen sein Hinscheiden schmerzlich bleibt. Denn in den Briefen ist er ganz wieder anwesend, – auf diesen Seiten lebt er uns wieder.

ERIKA MANN

T. M.

Als T. M. – Sie erlauben, liebe Zuhörer, daß ich meinen Vater abkürzungsweise so nenne – als T. M. im Jahre 52 dem sonnigen Californien den Rücken gekehrt und neuerdings am Zürichsee seßhaft geworden war (schon die Jahre von 33 bis 38 hatte er dort verbracht), erteilten die schweizerischen Behörden ihm mit ehrenvoller Beschleunigung die Erlaubnis, auf eidgenössischer Erde wohnen zu bleiben. Das betreffende Dokument teilt mit, zu welchen, genau umrissenen Zwecken dieser «Us-länder» sich «niederlassen» dürfe, – nämlich, «zwecks Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit und zur Verbringung des Lebensabends».

Nun, er war siebenundsiebzig damals, und so hatte das Wort gewiß seine Berechtigung. Trotzdem lachten wir darüber. Denn wenn auch dem Abend mit Sicherheit die Nacht folgt: Er war ein Junikind; Juniabende sind lang; nach der schweren Lungenoperation, die er, siebzigjährig, wie ein Jüngling überstand, hatte seine Gesundheit sich rasch und völlig konsolidiert, und wie eh und je war die «Ausübung schriftstellerischer Tätigkeit» das A und O seines Lebens, das keineswegs zur Neige zu gehen schien.

Der «Felix Krull» wurde fertig, ein Buch, das ihn sehr erheiterte und sich übrigens besser, schneller verkaufte, als irgend ein Werk vorher. Der Schelmenroman entzückte die Leser; die Frauen, besonders, waren vernarrt in ihren «Felix», und natürlich tat der fulminante Erfolg dem Autor wohl. Doch war seine Freude keineswegs ungetrübt.

«Der Lebensabend». Plötzlich begann er das Ende zu fürchten, – nicht den Tod, wohlverstanden, den «dunklen Bruder», vielmehr die Vorstellung, der «Hochstapler» möchte das Letzte sein, was er geschaffen, – seine Zeit möchte ausrinnen, ehe noch Anderes, «Würdigeres» entstanden war.

Dann kam das Schillerjahr 1955. Gebeten, in Stuttgart und Weimar zu Schillers Ehren zu sprechen, machte T. M. sich an die Ausarbeitung einer Rede, die ihm, wie manche ihrer Vorgängerinnen, zum großen Essay wurde. Auf ein Fünftel gekürzt, tat dennoch die Ansprache ihrem Gegenstand Genüge.

Die Feiern waren verrauscht (auch die seines eigenen achtzigsten Geburtstages), der «Versuch über Schiller» war zur Gänze im Druck erschienen, und T. M. atmete auf. Keinesfalls würde nun das Schelmenbuch sein letztes gewesen sein. «Würdigeres» war ihm gefolgt, – eine Arbeit liebender Versenkung in ein Werk, eine Gestalt, zu groß und gut, als daß man ihr wahrhaft und mit Gültigkeit hätte huldigen können, ohne selbst – ein wenig doch – von dem Licht in sich zu haben, das sie ausstrahlte. So hat er es empfunden und freute sich sehr.

Endlich gab es auch Ferien, – an der Nordsee, in Nordwijk. Er genoß sie aus vollem Herzen, und als er krank wurde, – es schien zunächst gar nichts Arges zu sein, Rheumatismus im Bein oder, soviel er schließlich wußte, eine Venenentzündung, – betrübte er sich nur, weil der *schöne* Aufenthalt ihm verkürzt worden war.

Das Ende kam bald und war gnädig.

Das Leben im Hause ging weiter, – es geht immer weiter, – seine Zimmer aber standen leer. Besonders leer, schrecklich leer schien uns das Arbeitszimmer. Den Raum täglich mehrmals zu betreten, ihn zu lüften, seine Teppiche und Stühle gegen die Sonne zu schützen, dort abzustauben, war nicht leicht. Wir ließen alles an seinem Ort. Nicht selten kamen Fremde, die das nahe Grab besucht hatten, baten, das Zimmer sehen zu dürfen, und wir ließen sie ein. Dann war es wie im Museum.

Hätte er derlei gewünscht? Doch wohl kaum. Gewiß nicht in dieser Form. «Entzieht euch dem verstorbenen Zeug, Lebend'ges laßt uns lieben!» Der Goethespruch gehörte zu seinen – vielen – Lieblingen, und nur, wenn es uns gelang, das Arbeitszimmer und den gesamten Nachlaß dem Leben dienstbar zu machen, würde er – soweit sich dies denken ließ – zufrieden mit uns sein.

Im Thomas-Mann-Archiv der Zürcher Eidgenössischen Technischen Hochschule geht es höchst lebendig her. Als «der Bund» die Stiftung der Erbgemeinschaft annahm, verpflichtete er sich, Sorge zu tragen für würdige Unterkunft, genaue Betreuung und dafür, daß Interessenten – Studenten, Professoren, Forscher aus aller Herren Länder Zutritt hätten und nicht nur Rat und Hilfe, sondern auch Platz fänden, um an Ort und Stelle ihr Wissen zu erweitern und ihre Arbeit zu fördern. Die Schweiz hat ihr Versprechen aufs schönste eingelöst. Das alte Bodmerhaus, gebaut anno 1664, und ein patrizischer Bau, wie etwa das Buddenbrookshaus in der Lübecker Mengstraße, liegt den Hochschulen benachbart, leicht erreichbar für jedermann, und während auf Verlangen Führungen dort stattfinden, hat es vom Musealen fast nichts. Zwar enthält es das Arbeitszimmer genau, wie es war, im übrigen aber ist alles so geordnet, – Bibliothek, Manuskripte, Quellenmaterial, Notizen und wieder Notizen, die Gesamtsumme dessen, was T. M. an Geschriebenem hinterließ, daß dem Besucher das Erwünschte im Handumdrehen geboten werden kann. Da sitzen sie dann, tages-, wochen-, oft monatelang, – ein japanischer Student, ein norwegischer Philologe, ein brasilianischer Sippenforscher (T. M.'s Mutter stammte aus Brasilien), eine deutsche Germanistin, ein Münchner Kritiker, ein junger Literaturhistoriker aus Bern; auch Photographen sind manchmal da, vielleicht sogar Kameraleute; sie arbeiten für ihr Blatt, ihre Illustrierte, ihr Fernsehen, für sich selbst. Das Ganze *lebt*, und steht jedermann offen, und das ist die Hauptsache.

Wie prompt und reibungslos «das Archiv» funktioniert, weiß ich aus eigener Erfahrung. Mit der Herausgabe des ersten T. M.-Briefbandes beschäftigt (Briefe von 1889–1936), fehlten mir für den Anmerkungsstil zahllose unentbehrliche Fakten. Natürlich korrespondierte ich mit Gott und der Welt, mit «Empfängern», Bibliothe-

ken, Universitäten usw. Häufig aber war es unser Archiv, das allein Auskunft geben konnte, auf Grund der dort befindlichen Handschriften, deren Datierungen und Zusammenhänge mit dem von mir zu sichtenden, auszuwählenden und zu kommentierenden Briefmaterial. Telephonisch angefragt, fand innerhalb von Minuten die junge Bibliothekarin, Edith Egli, fast jedesmal das Gesuchte, oder sie rief eine Viertelstunde später frohlockend zurück: «So oder so lautet die fragliche Stelle, das fragliche Zitat, die fragliche Jahreszahl».

Die Arbeit am Briefband war schwer, und erst schien sie uferlos. Aus Tausenden von Briefen, eingesandten und bei uns vorhandenen, waren knappe viereinhalfhundert zu wählen, deren jeder auf irgendeiner Ebene lesenswert sein mußte, während die Gesamtheit (und das war das Schwerste) ein möglichst stimmiges Gesamtbild des Schreibers abgeben sollte, – ein lebendiges Zeugnis seiner zarten, zähen, bei aller Konzentration auf die «Hauptsache» (die Arbeit), auch anderwärts so vielfach engagierten, gewissenhaft und neugierig schweifenden Existenz.

Anderes, – sehr viel anderes galt es zu beachten. Ein autobiographischer Zusammenhang mußte deutlich werden, Briefe, die meines Vaters eigene Entwicklung, – menschlich, geistig, künstlerisch, politisch, – erkennen ließen, wollten kombiniert sein mit solchen, die seine sich gleichbleibenden oder wechselnden Beziehungen zu seinen Freunden, Kollegen, Mitmenschen aufzeigten und, – dies vor allem! – es durfte mir *nicht* darauf ankommen, besonders schöne, wirkungsvolle und den Schreiber ehrende Äußerungen zu verwenden, sondern ihn gerade auch dort zu präsentieren, wo er irrte, schwankte, Krisen zu bestehen hatte.

Je länger und intensiver ich arbeitete, desto schwieriger *und* faszinierender schien mir die Aufgabe.

Denn allmählich begann sich herauszuschälen, worauf zu hoffen ich kaum gewagt hatte: Die Dramatik seines Lebens, die immanente und durch das Zeitgeschehen nur gesteigerte, nicht verursachte Dynamik einer Existenz, die er, in einem Brief vom März 1906, scheinbar recht ahnungslos, wie folgt, charakterisierte: «Ich sehe nicht», schreibt er, «warum die Deutschen mir, wenn ich irgend bleibend sein sollte, in Zukunft die Liebe verweigern sollten. Was werden sie an meinem menschlichen Teil auszusetzen haben? Ich war ein stiller, höflicher Mensch, der sich durch seiner Hände Arbeit einigen Wohlstand gewann, ein Weib nahm, Kinder zeugte, die Premieren besuchte und ein so guter Deutscher war, daß er es nicht länger als vier Wochen im Ausland aushielt. Muß denn durchaus auch noch gekegelt und getrunken sein?»

Der das schrieb, war ein Lübecker Senatorensohn, dazu bestimmt, die ehrwürdige alte Getreidefirma fortzuführen, die seine Urahnen aufgebaut, doch in Wahrheit zu nichts imstande, als zu schreiben. Sein Drama beginnt spätestens, da er fünfzehn ist, mit dem Tod des Vaters und der von diesem verfügte Liquidation der Firma, der er sich nicht verpflichten konnte. Sein erster Roman, «Buddenbrooks», das Buch eines

Dreiundzwanzig- bis Fünfundzwanzigjährigen, macht ihn zwar berühmt, doch trägt es ihm – auf Jahrzehnte – die bittere Feindschaft seiner Vaterstadt ein, die sich in dem Roman karikiert und verhöhnt meinte.

Ein stiller, höflicher Mensch? Gewiß, – aber Einer, um dessen Haupt es wetterleuchtet und blitzt von allem Anbeginn, und in dessen blutmäßig nächster Umgebung unaufhaltsame Tragödien sich vollziehen; seine beiden Schwestern scheiden freiwillig aus dem Leben; sehr viel später, doch ebenso unaufhaltsam, geht sein ältester Sohn den gleichen Weg. Und er selbst? Wer reift, der wandelt sich – ohne daß freilich der Kern davon berührt würde. Andere reiften, – Dichter, Schriftsteller, Denker, wie er, und niemand nahm Anstoß an ihren Wandlungen. Kaum aber hatte T. M. eine neue Stufe erreicht, kaum war er – zögernd genug – zu neuen Einsichten gelangt, als er Stürme der Empörung entfesselte, die von allen Seiten auf ihn eindrangten und ihn jeder Arbeitsruhe beraubt hätten, wäre er der Arbeit nicht mit Haut und Haar verschworen gewesen, der *Leistung*, die das Ethos seines Lebens ausmachte.

Die «Betrachtungen eines Unpolitischen», sein Bekenntnis zur deutschen Republik, seine Überzeugtheit davon, daß in unserer Zeit nur die soziale Demokratie menschenwürdig und von Dauer sein könne; sein früher, einsamer Kampf gegen «die deutsche Erneuerung», die sich «Nationalsozialismus» nannte, – all dies umwitterte ihn, stürzte ihn während der letzten Jahre vor der «Machtergreifung» in ständige, akute Lebensgefahr und nahm ihm schließlich die Heimat, sowie jedweden «Wohlstand». Er war arm, – so arm, daß meine Mutter, die Frau, ohne deren schützende Liebe er kaum hätte bestehen können, im Jahre 1933 den schweizerischen Behörden zugeben mußte, Vermögen sei nicht vorhanden, nein, gar keins, durchaus nicht. Der zuständige Beamte traute seinen Ohren nicht. «Ja, wieso...», fragte er, «irgend etwas müssen Sie doch haben?» Frau T. M. verneinte, konnte – da in Nazideutschland bald nichts mehr zu verdienen sein würde – nur auf die geringen Einnahmen hinweisen, die durch die Übersetzungen seiner Werke immerhin und jedenfalls garantiert waren.

Zeitgeschehen? Gewiß, – und was für eins! Daß aber die Dramatik seines Lebens *in ihm* lag, erhellt aus den Briefen, die auch seine *Menschlichkeit* ins direkteste Licht rücken. Die Leidenschaft, mit der er um «Katja» warb; die feurige Geduld, die er solange übte, bis die «Märchenbraut» sein war; seine sich langsam zuspitzende Beziehung zu Heinrich Mann, dem brüderlichen Widersacher, – jäher Bruch mit ihm, jahrelange Trennung und endlich Versöhnung; seine Haltung den Kindern gegenüber, besorgt, liebevoll, – stolz auf jeden ihrer Erfolge, bekümmert über jede Anfeindung; seine spontane Hilfsbereitschaft, – selbst völlig Fremden gegenüber; seine Strenge gegen sich selbst; seine Komik; seine absolute Unverwechselbarkeit, – es ist alles da, – die privateste Sphäre spiegelt es unmittelbarer als die künstlerische dies je vermochte.

Fast unbegreiflich, übrigens, wie *viel* er geschrieben hat, und zu erklären nur durch

die Genauigkeit seiner Tageseinteilung und damit, daß er seine Erdenzeit bis ins Letzte und bis zum Letzten nutzte.

In einem kurzen Prosastück aus dem Jahre 1952 (es heißt «Lob der Vergänglichkeit») spricht er von der «Gabe der Zeit, – diesem so subjektiven, so eigentümlich variablen, nach seiner Nutzbarkeit so ganz dem Sittlichen unterworfenen Element, daß sehr wenig davon sehr viel sein kann. Es gibt ferne Himmelskörper, deren Materie von so unglaublicher Dichtigkeit ist, daß ein Kubikzoll davon bei uns zwanzig Zentner wiegen würde. So ist es mit der Zeit schöpferischer Menschen: sie ist von anderer Struktur, anderer Dichtigkeit, anderer Ergiebigkeit als die locker gewobene und leicht verrinnende der Mehrzahl, und verwundert darüber, welches Maß an Leistung in der Zeit unterzubringen ist, fragt wohl der Mann der Mehrzahl: ‚Wann machst du das alles nur?‘»

Er hat «das alles» gemacht, und bei wachsendem Selbstbewußtsein nie aufgehört, an sich zu zweifeln. Von keinem seiner Bücher hat er, während der Arbeit, geglaubt, daß es *gefallen* und *Erfolg* haben könnte, und immer wieder aufs neue fiel er aus allen Wolken, wenn das Produkt seiner Einsamkeit «der Welt» etwas sagte und bedeutete. Nichts aber hätte ihn mehr verwundert, ja verblüfft, als die Wirkung der Briefe. Mit der Idee einer Autobiographie hat er – früher, sehr gelegentlich, – gespielt. *Geplant* hat er dergleichen nie. Und der Einfall, die zahllosen Briefe, die er im Lauf der Jahrzehnte hinausschickte, möchten insgesamt oder als Querschnitt der einst weitgehend eintreten für das nichtgemalte Selbstporträt, wäre ihm im Traum nicht gekommen. Gut, daß es dennoch so ist, – literarhistorisch höchst brauchbar und schön für die, denen sein Hinscheiden schmerzlich bleibt. Denn in den Briefen ist er ganz wieder anwesend, – auf diesen Seiten lebt er uns wieder.

DOKUMENTE ZUR GESCHICHTE DER FAMILIE MANN

ANHANG ZUR FAMILIENBIBEL*

DIE BIEBEL GEHÖRET ZU
JOCHIM SIEGMUNDT MANN

URSPRÜNGLICH GEHÖRTE DIESE BIBEL, WELCHE IN DER MANN'SCHEN FAMILIE VON ERBEN AN ERBEN ÜBERGEGANGEN IST. JOCHIM SIEGMUND MANN ZU ROSTOCK GEBOREN ALDA AM 11' JUNY 1728. GESTORBEN [1799] UND ES SCHRIEB DERSELBE IN EINEM ANHANGE ZU DERSELBEN ZUR NACHRICHT FÜR DIE NACHKOMMEN FOLGENDES NIEDER:

A° 1644 d 15 Mertz Ist mein Groß Vater Johan Mann gebohren gebürtig aus Parchen der Stamm ist auß Nürnberg 1731 gestorben, Ein Raths Herr geweßen in Grabow und ist sich sehr guth gestanden, Es Ist Ihm aber das seinige durch einen heftigen Feuer so in der Stadt entstanden, Alle daß seinige verlohren gegangen, Es hat Ihm aber doch der Allmächtige Gott biß an sein Ende für sein tägliches brodt gesorget, und Ihm gesättiget mit wollgefallen, und ist in 87 Jahr seines alters sanft und Seelig entschlafen, und aus dießer zeitlichkeit in eine beßer wohnung eingegangen. In gleichen ist meine Groß Mutter gestorben 1696 vor Pfingsten, wie alt Sie geworden habe keine nachricht biß daher eingezogen, Sie Ist ein Prediger Tochter auß Mollenbeck hat geheißen Brigitta Schuren, Ihr Vater hat geheißen Akomund Schuren Prediger zu Mollenbeck.

A° 1644 den 15 März ist mein Grosvater Johann Mann geboren, gebürtig aus Parchim (der Stamm ist aus Nürnberg) 1731 gestorben; er ist Rathsherr in Grabow gewesen und hat sich sehr gut gestanden.— Es ist ihm aber durch eine Feuersbrunst,— welche in der Stadt entstand, das Seinige alles verloren gegangen. Es hat jedoch bis an sein Ende der Allmächtige Gott für sein tägliches Brod gesorget und ihn gesättiget mit Wohlgefallen, und ist er im 87^{sten} Jahre seines Alters sanft und seelig entschlafen und aus dieser Zeitlichkeit in eine beßere Wohnung eingegangen.

Ingleichen ist meine Grosmutter 1696 gestorben vor Pfingsten. Wie alt dieselbe geworden ist, darüber habe ich bisjetzt keine Erkundigung eingezogen. Sie war eine Predigers Tochter aus Mollenbeck und hat geheißen Brigitta Schuren. Ihr Vater hat geheißen Akomund Schuren Prediger zu Mollenbeck.

* Begonnen vom Ururgroßvater Thomas Manns, Joachim Siegmund Mann (1728—1799), *linke Spalte*, abgeschrieben und fortgeführt vom Großvater, Johann Siegmund Mann jun. (1797 bis 1863), *rechte Spalte*. Die Texte wurden von der Redaktion absatzweise parallelisiert.